

Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 15 (1914-1915)

Artikel: Europa und die auswärtige Politik Englands
Autor: Fueter, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-750231>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 04.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EUROPA UND DIE AUSWÄRTIGE POLITIK ENGLANDS.

Die verschiedenartigsten englischen Dinge sind im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte auf dem Kontinente populär geworden. Bald war die englische Literatur beliebter als die schriftstellerischen Erzeugnisse des eigenen Landes, dann schwärmten liberale und konservative Politiker für die englische Verfassung, zuletzt gaben die englischen Herrenmoden und die gesellschaftlichen Formen des Gentleman in ganz Europa den Ton an. Alle möglichen englischen Einrichtungen wurden kopiert. Man imitierte den englischen Familienroman, die historischen Romane Walter Scotts und den Weltschmerz Byrons, man ahmte den englischen Sport nach, man verpflanzte den englischen Parlamentarismus bis nach Japan. Nur *eine* Eigentümlichkeit Englands ist nie populär geworden, nämlich seine auswärtige Politik. Nun ist dies an sich kein Fehler. Jeder Erfolg setzt einen Geschädigten voraus, und wenn England deshalb von vielen Staaten angefeindet würde, weil es viele in ihren Interessen verletzt, so wäre dies nichts anderes als eine unvermeidliche Begleiterscheinung seiner klugen Politik. Aber die Verhältnisse liegen nicht so einfach. Die auswärtige Politik des britischen Reiches ist gar nicht in den Ländern besonders unpopulär, die durch sie geschädigt worden sind oder ihr ihre Verbindung mit England verdanken. Vielmehr genießt sie auch bei Unbeteiligten und in Ländern, die sie wenig berührt, häufig geringe Sympathien. In Deutschland wurde z. B. schon zu einer Zeit heftig gegen England agitiert, da von einer feindseligen Haltung Englands nicht die Rede sein konnte und die beiden Regierungen gute Beziehungen unterhielten. Auch ist es bezeichnend, dass im internationalen Schlagwortschatz der englischen Politik ein besonders gehässiges Adjektiv beigegeben worden ist, der Ausdruck „perfid“. „Rücksichtslos, egoistisch“ nennt jeder Staat den anderen und meistens mit Recht. Auch Perfidie und Gemeinheit pflegen sich die Völker gegenseitig vorzuwerfen, wenn unter ihnen ein Konflikt ausgebrochen ist. Aber die Bezeichnung „perfid“ hat sich in keiner anderen Formel so festgesetzt wie in der vermutlich auf einen französischen Ausspruch zurückgehenden Verbindung „das perfide

Albion“, und das große Publikum führt auch in friedlichen Zeiten das Wort nur allzugern im Munde.

Das Wort „perfid“ drückt ein moralisches Urteil aus und wer es braucht, will weniger die Tendenzen der englischen Politik als ihre Methode kritisieren. Er will sich nicht darüber aufhalten, dass die britischen Staatsmänner für die Größe ihres Landes arbeiten; aber er stößt sich daran, dass sie dies auf moralisch verwerfliche, besonders gemeine Art tun. Jedermann sieht sofort, dass wir damit auf das Gebiet des Unbeweisbaren gelangen. Nur ein mit übernatürlichen Kräften ausgestatteter Seher kann über die Gesinnung eines andern Menschen ein sicheres Urteil abgeben. Schon der Handelnde selbst kennt die Motive, die ihn bestimmen, nur zum Teile und jeder andere muss erst recht im Dunkeln tappen. Rückschlüsse aus der Handlungsweise auf den Charakter können im besten Falle eine gewisse Wahrscheinlichkeit für sich in Anspruch nehmen und sind auch dann als Material für exakte Vergleichen unbrauchbar, da ihre Resultate nicht messbar sind.

Wie sollte man da nachweisen können, dass die Regierung eines bestimmten Staates „gemeiner“ vorgeht als eine andere? Nehmen wir den einfachsten Fall. Ein Staatsmann greift zu brutalen Maßregeln, betont aber zu gleicher Zeit, er gehe durchaus rücksichtsvoll vor und sei vom versöhnlichsten Geist erfüllt. Dabei kann „gemeine Heuchelei“ vorliegen, braucht es aber durchaus nicht. Der Staatsmann kann in aller Ehrlichkeit unter den von ihm verwendeten Ausdrücken etwas anderes verstehen als wir, ganz abgesehen davon, dass es in der Politik Fälle genug giebt, wo auch der anständigste Mensch nicht die Wahrheit oder wenigstens nicht die ganze Wahrheit sagen darf. Wie wollte man da den Beweis dafür erbringen, dass die englische Politik sich moralisch von der anderer Großstaaten unterschieden hätte? Gewiss, man wird ohne große Mühe eine Anzahl Gewaltakte, Fälle rücksichtsloser Ausnutzung der Macht und schlauer Erwerbspolitik auffinden können; aber *der* Staat müsste erst noch geschaffen werden, dem man nicht ebensoviele, wenn nicht noch zahlreichere Beweise brutaler Ausdehnungspolitik vorwerfen könnte. Und auch dafür, dass die englischen Staatsmänner an die idealistischen Ziele, die sie zu verfolgen behaupteten, nicht mindestens ebenso fest geglaubt haben, wie die Regierungen anderer Länder, würden sich

Argumente nicht aufbringen lassen; der unbefangene Kenner würde sich wohl eher noch anheischig machen, das Gegenteil zu beweisen, obwohl sich auch diese Frage aus den angeführten Gründen natürlich nicht sicher beantworten lässt.

Und doch ist die populäre Auffassung nicht ganz im Unrecht. Die englische auswärtige Politik macht auch dem politisch Neutralen des Kontinents leicht den Eindruck der Perfidie, weil sie dank einer Reihe günstiger Umstände vielfach mit geringeren Mitteln größeres erreichen kann, als die vom Glück weniger reich bedachten Staaten des Festlandes. Der Neid der übrigen Völker, der dem Hass gegen England zu Grunde liegt, hat seinen guten Grund. Er entspringt dem Gefühl des aus armen Verhältnissen geborenen kleinen Mannes, der zusehen muss, wie der Nachbar, der in der Wahl seiner Eltern vorsichtig gewesen ist, es ohne große Arbeit zum Millionär bringt, während er trotz allen Schuftens sich mit einem bescheidenen Wohlstand begnügen muss. Das Verhältnis der kontinentalen Nationen zu England in den letzten zwei Jahrhunderten gleicht auch insofern diesem supponierten Fall, als der kleine Mann dabei übersieht, dass der Reiche nicht nur durch sein ererbtes Vermögen, sondern ebenso sehr durch kluge Ausnutzung der Umstände und vernünftige Lebensführung seine Millionen erworben hat. Der arme Mann kennt statt dessen nur *einen* Grund für den Wohlstand des andern: rücksichtslose Ausnutzung fremder Arbeit.

Man müsste ein Buch schreiben, wenn man alle die Umstände, die England eine privilegierte Stellung unter den Staaten geschaffen haben, aufzählen wollte (ein Buch übrigens, das noch nie geschrieben worden ist, obwohl das Thema lockend genug wäre). Was ich hier geben kann, sind natürlich bloße Andeutungen. Sie führen mehr historische als geographische Tatsachen an, denn so wichtig auch die Bodengestalt für England ist, so ist sie dies doch erst im Laufe der Zeiten in der uns bekannten Weise geworden. Erst in Verbindung mit bestimmten historischen Ereignissen hat England aus seiner geographischen Lage den Nutzen ziehen können, der ihm gegenwärtig so sehr zustatten kommt; daraus erklärt sich auch, warum es erst in den letzten Jahrhunderten die privilegierte Stellung erworben hat, um die es jetzt vielfach beneidet wird.

Das trifft schon für den Umstand zu, der bei der Betrachtung

Englands jedermann zuerst in die Augen fällt. England ist eine Insel und es ist bekannt, was es für Vorteile aus dieser Lage zieht. Aber es wäre ungerecht, zu übersehen, dass es erst die englische Politik der letzten Jahrhunderte gewesen ist, die es dem britischen Reiche möglich gemacht hat, seine insulare Lage so auszunutzen, wie es geschehen ist. Das ganze Mittelalter hindurch mit Rückfällen bis ins 16. Jahrhundert hinein trieb das englische Königreich europäische Eroberungspolitik, auf dem Kontinent sowohl (in Frankreich) wie auf den britischen Inseln selbst (in Schottland und Irland). Es war die Zeit, wo die großen Barone herrschten, die neue Lehen und neues Land zu gewinnen hofften. Erst seitdem der Mittelstand, der militärischen Landerwerbungen abgeneigte schafzüchtende niedere Adel und das handeltreibende Bürgertum der Städte mit den Tudors zur Vorherrschaft gelangten, vollzog sich die Wandlung zum modernen England. Seitdem haben die Engländer zwar öfter in die Kriege des Festlandes eingegriffen, nie aber haben sie Land auf dem Kontinent mit fremdländischer Bevölkerung annektiert (mit Ausnahme der ihrem Areal nach ganz unbedeutenden Punkte Gibraltar, Helgoland und Malta). Sie haben auch nach Kriegen, in denen sie einen guten Teil zum Erfolg beigetragen hatten, wie nach den napoleonischen, die nicht zum mindesten durch die Überlegenheit der englischen Flotte und die Kämpfe Wellingtons in Spanien entschieden worden waren, nie irgend eine Entschädigung auf dem europäischen Festland verlangt. Sie haben stets nur ihre Besitzungen in den außer-europäischen Erdteilen vergrößert, ein Verfahren, das uns jetzt selbstverständlich erscheint, es aber keineswegs ist und jedenfalls von politischer Einsicht zeugt. Denn England hat es damit vermieden, Reibungsflächen mit den militärisch z. T. viel stärkeren kontinentalen Großstaaten zu schaffen und sich unzufriedene, zum Abfall geneigte fremde Völkerschaften anzugliedern. Dass es dies tun konnte, war allerdings nur dank der geographischen Natur der britischen Inseln möglich; aber dass es diese Gunst der Verhältnisse in der angegebenen Weise ausnützte, ist mehr als bloßes Glück. Ähnlich steht es mit der Verbindung mit Schottland. Solange England mit dem nördlichen Königreiche nicht eine Einheit bildete, konnte es seine insulare Lage nur zum Teil ausnutzen. Auf derselben Insel weilte ein feindlicher Nachbar, der wohl viel schwächer war, sich aber durch Allianz mit einem Großstaat des Festlandes zu einem gefährlichen Gegner

umwandeln konnte. Im Mittelalter haben die englischen Könige auch hier versucht, das nördliche Land, das den Engländern um so weniger Liebe entgegenbrachte, als es sich inferior fühlte, mit Gewalt ihrer Herrschaft zu unterwerfen. Aber auch hier hat der mit den Tudors zur ersten Stelle im Staate gelangende Mittelstand die alte unfruchtbare Politik aufgegeben. Er arbeitete auf friedliche Angliederung des misstrauischen Nachbarstaates hin, nicht mehr auf Eroberung. Auch so sind Fehler gemacht worden; aber der Erfolg war schließlich doch, dass die beiden Reiche trotz ihrer starken Machtunterschiede auf dem Fuße der Gleichberechtigung miteinander vereinigt wurden und dadurch beide die Vorteile der insularen Lage erhielten. Dass das Experiment mit Irland nicht ebenso gelang, hat bekanntlich eine Wunde im englischen Körper offen gelassen, die jetzt noch zu wohl übertriebenen Hoffnungen bei den Gegnern Englands Anlass gibt; übrigens ist England seit hundert Jahren und gerade in der jüngsten Zeit mit großem Erfolge bemüht gewesen, auch hier den oppositionellen Landesteil nicht mit Gewalt, sondern durch Entgegenkommen beim Reiche festzuhalten.

Dieselbe Politik befolgt England bekanntlich auch seinen Kolonien gegenüber, soweit sie von Angehörigen europäischer Völkerstämme bewohnt sind. Es duldet lieber starke Eingriffe in seine Hoheitsrechte, ja starke Verletzungen seiner materiellen Interessen (wie sie z. B. Kanada verschiedentlich durch seine Zollpolitik begangen hat) als dass es Druckmittel anwendete, um die Kolonisten gegen ihren Willen zum Verharren im Reichsverbande zu bewegen. Es nimmt sogar seinen Kolonien einen großen Teil ihrer militärischen Pflichten ab, ohne dafür politische Gegenleistungen zu verlangen. Dass es so vorgeht, ist allerdings nicht die Folge angeborener politischer Weisheit, sondern schlimmer praktischer Erfahrungen. Ursprünglich war England so wenig wie andere Staaten geneigt, den Kolonien Rechte zuzugestehen, die die Interessen des Mutterlandes verletzen. Aber das Beispiel Amerikas hat die englischen Staatsmänner eines bessern belehrt. Aus dem glücklichen Abfall der Vereinigten Staaten haben sie ersehen, dass ihr Land nicht militärisch stark genug war, um eine widerspenstige Kolonie gegen ihren Willen in Abhängigkeit zu erhalten, und dass sie ihren Gegnern auf dem europäischen Festlande keine günstigere Angriffsfläche

bieten konnten als einen Krieg mit einer Kolonie. Dass Englands Regierung dies nicht schon vor dem Unabhängigkeitskampfe der Amerikaner einsah (was freilich ein Kunststück gewesen wäre), ist vielleicht der schwerste politische Fehler, den sie in den letzten Jahrhunderten begangen und hat der daran vor allem schuldigen Monarchie bleibenden Schaden zugefügt; auf der andern Seite muss aber gesagt werden, dass wohl kaum je ein Volk aus einem Fehler so viel gelernt hat wie die Engländer in diesem Falle. Man kann sagen, dass so ziemlich alles, was der moderne Mensch und vor allem der moderne Kaufmann an der englischen Freiheit zumal in den Kolonien schätzt, auf den unglücklichen Ausgang des Krieges mit den Vereinigten Staaten zurückgeht. Auch die zahlreichen Konzessionen, die seitdem Irland gemacht worden sind, dürften nicht zum mindesten durch das amerikanische Experiment angeregt worden sein.

Ein anderer, nie genug zu schätzender Vorzug Englands, der ebenfalls nicht ohne weiteres aus der insularen Lage hervorging, wenn er durch diese auch begünstigt wurde, ist die frühzeitige innere Einheit des Landes. Nichts hat bekanntlich die Entwicklung anderer Großstaaten zur Macht so sehr aufgehalten, wie alle die Bestrebungen, die man unter dem Namen „Partikularismus“ zusammenzufassen pflegt. So gut wie alle Großstaaten waren oder sind aus früher selbständigen Territorien zusammengesetzt, die politische, militärische oder kommerzielle Privilegien bewahrt hatten oder haben und auf ihre Sonderrechte in der Regel um so eifersüchtiger sind; je mehr diese dem Wohl des Ganzen im Wege stehen. Und selbst in Staaten wie dem modernen Frankreich oder den Vereinigten Staaten, wo offiziell Gleichberechtigung unter allen Teilen des Landes eingeführt ist, üben Eifersüchteleien unter den verschiedenen Bezirken in der Politik öfter eine schädliche Wirkung aus; man denke daran, dass in den Vereinigten Staaten Kandidaten, die einem umstrittenen Staat angehören, größere Chancen haben, von den Parteien portiert zu werden, als Bürger sicherer Staaten; so dass die Qualität eventuell dem Partikularismus geopfert wird. In England hat es seit der normannischen Eroberung nichts ähnliches gegeben. Es gab keine privilegierten Grafschaften, keine Kämpfe zwischen Provinz und Provinz wie anderswo (von dem fremdartigen Wales abgesehen). Die Barone, die zur Zeit des

Feudalismus sich gegen das Königtum erhoben, repräsentierten keine bestimmten Landesteile. Die Herrschaft der Normannen, wenn nicht schon das frühere Königtum, hatte alles gleich gemacht. Daher nun auch die freie Verfügbarkeit der Regierung über alle brauchbaren Männer des Landes, die Einheitlichkeit des nationalen Fühlens, die Einheit der Bildung, die in den, die ganze Jugend Englands vereinigenden Erziehungsanstalten, schon äußerlich zum Ausdruck kommt. Die Engländer sind von Haus aus nicht weniger partikularistisch gesinnt als andere Völker. Man weiß, welchen Sturm es erregte, als die Stuarts in größerem Umfange Schotten in ihren Diensten beschäftigten, und wie sehr sich die Schotten trotz ihrer jahrhundertlangen Zugehörigkeit zu England als ein besonderer Stamm fühlen. Aber im eigentlichen England ist durch historische Vorgänge solchen Empfindungen der Boden genommen worden: kein Engländer betrachtet sich zuerst als Bürger eines Kantons und dann erst als Angehöriger des weitem Vaterlandes.

Alle diese Vorteile haben die Engländer nun allerdings in den Stand gesetzt, Großmachtpolitik zu treiben ohne die Opfer zu bringen, die andere Völker dafür zahlen müssen. Sie haben sich ein Weltreich schaffen können, ohne die Bewegungsfreiheit des einzelnen und die lockere, elastische Form ihrer politischen und administrativen Einrichtungen zugunsten militärischer Straffheit zu verengern. Sie haben große politische Revolutionen durchführen können, ohne fürchten zu müssen, dass militärisch mächtige Nachbarstaaten die innere Zerrissenheit zu einem Einfall benützen würden. Sie haben auch soziale Misstände, die für die Gesundheit und Ausbildung der Bevölkerung schwere Nachteile nach sich zogen, unbedenklicher als andere Staaten ertragen können, weil sie nicht genötigt waren, zum Schutze ihrer Grenzen jederzeit an den letzten Mann zu appellieren. Sie haben schließlich (was kaum bekannt ist), infolge der innern und äußern Sicherheit zu einer Zeit Industrie im großen (Woll- und Tuchfabrikation) außerhalb der Zunftbeschränkungen treiben können, als in andern Ländern nur Ansätze dazu vorhanden waren, und aus den Einnahmen, die sie daraus und aus ihrem Handel zogen, hat sich der Reichtum Englands entwickelt, der für uns sprichwörtlich ist, aber kaum weiter als bis zum Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zurückgeht.

Freilich hat gerade diese Industrie auch ihre schlimmen Folgen

gezeitigt. Sie mehr als alles andere hat zusammen mit den durch sie angeregten technischen Erfindungen dazu geführt, dass England seit hundert Jahren mehr und mehr ein übervölkertes Land geworden ist. Obwohl England dank seiner Seemacht und seiner von Eroberungen auf dem Kontinent durchaus absehenden Politik große Landstriche in fremden, für die Ansiedelung von Weißen geeigneten Erdteilen erworben hatte und obwohl diese Gelegenheit von der überschüssigen Bevölkerung reichlich ausgenützt wurde, war es doch bereits vor siebenzig Jahren so weit gekommen, dass das ehemalige reiche Kornland seine Bewohner nicht mehr nähren konnte. Eine Zeitlang nahm der Staat den verzweifelten Kampf auf und versuchte mit Hilfe der „Korngesetze“ die Produktion künstlich mit der Zahl der Bevölkerung im Einklang zu halten. Aber die Aufgabe überstieg seine Kräfte und seither ist England zu seiner Ernährung auf die Zufuhr aus dem Ausland (Übersee) angewiesen, d. h. seine Existenz hängt davon ab, dass es mit seiner Flotte die Zufahrtsstraßen frei halten kann, und jeder Staat, der darauf ausgeht, ihm hier im Wege zu stehen, bedroht es an den Wurzeln seines Daseins. Daher auch wohl die merkwürdige neueste Schwenkung seiner Politik. Seit beinahe hundert Jahren war der natürliche Gegner Englands Russland. Russland war der einzige Staat, vor dem England seit dem Zusammenbruch Napoleons etwas zu fürchten hatte. Seine indischen Besitzungen waren sein schwacher Punkt; denn dort musste es einen bewaffneten Zusammenstoß mit einem militärisch überlegenen Großstaat besorgen. Wenn die englische Politik im letzten Jahrhundert einen Gedanken konsequent verfolgt hat, so ist es (neben der Sicherung der Verbindungen mit den überseeischen Besitzungen) die Abwehr gegen Russland und dessen Ausdehnungspläne gewesen, wie sich besonders deutlich im Krimkrieg gezeigt hat. Aber diese Politik fiel in die Zeit, wo eine Rivalität zur See, gar noch in Verbindung mit einer starken Landarmee, wie sie zum letztenmale Napoleon versucht hatte, nicht zu fürchten war. Es ist vom englischen Standpunkt nicht unbegreiflich, dass England — als sich dies änderte — die weitere Gefahr wiederum vor der nähern zurücktreten ließ.

Die vorliegende Skizze hat ihr großes Thema nur ganz flüchtig behandeln können. Aber schon aus ihr kann man vielleicht erkennen, inwiefern das Schlagwort vom perfiden Albion begründet

ist. England hat nicht perfider gehandelt als irgend ein anderer Staat; wohl aber hat es vielfach dank verschiedenen günstigen Umständen mit geringerer Kraftanstrengung mehr erreicht als andere, die es trotz schwerer Opfer auf keinen grünen Zweig gebracht haben. Daher fehlt der englischen Politik vom Standpunkt des großen Publikums aus der Zug ins heroische. Den Heroismus seiner Soldaten, Seeleute und auch Staatsmänner anzweifeln können freilich nur Ignoranten; an heldenmütigen Opfertaten ist die Geschichte Englands mindestens so reich wie die irgend eines anderen Volkes. Aber England ist seltener als andere Staaten in die Lage gekommen, seinen letzten Mann zur Verteidigung seiner Existenz aufbieten zu müssen. Das gibt auch dem Vorwurf der „Krämerhaftigkeit“ eine gewisse Berechtigung. An sich genommen ist er durchaus töricht. Wer sich erinnert, wie sehr andere Staaten um Handelsvorteile zu feilschen und zu streiten gewohnt sind, wird darüber lachen, dass die Engländer als schmutzige Geizhalse hingestellt werden, weil sie gegebenen Falls auch auf ihren Vorteil bedacht sind. Aber es ist klar, dass in der auswärtigen Politik eines Staates, der große militärische Aktionen weder wünscht noch dafür gerüstet ist, der Kampf um kommerzielle Vorteile mehr im Vordergrund steht als anderswo.

Kann man so die populäre Ansicht von der Perfidie der englischen Politik, wenn auch nicht rechtfertigen, so doch menschlich begreifen, so gibt es dagegen noch eine andere Form des Hasses gegen England, der man nicht mehr mit vernünftigen Gründen zu Leibe gehen kann, weil sie bereits pathologischer Natur ist. Es betrifft dies den weit verbreiteten Aberglauben, als wenn an allem, was sich unerfreuliches in der Welt ereignet, irgendwie die englische Politik schuld wäre. Wie im Kolportageroman ein Bösewicht, der alles weiß, alles kann und dessen Macht niemand zu entrinnen vermag, hinter den Intriguen gegen den Held und die tugendhafte Heldin steckt, so stellen sich viele, sonst ganz verständige Leute den Einfluss der englischen Politik vor. Vor fünfzig Jahren glaubten dieselben Leute an die unheimliche Macht der Jesuiten, vor zweihundert Jahren an die Macht des Teufels; andere wieder machen jetzt noch die Freimaurerloge oder die Juden für alles, was ihnen nicht in den Kram passt, verantwortlich. Von allen diesen Phantasien taugt die eine so viel wie die andere.

Und weil es Phantasien von Monomanen sind, wird man auch nicht erwarten, dass man ihnen mehr als eine bloße Erwähnung widmet. Für den Unbeteiligten ist an dieser Theorie vor allem das eine komisch, dass sie die anderen Staaten als willenlose Werkzeuge fremder Interessen hinstellt. In den genannten Kolportageromanen ist man es allerdings gewöhnt, dass einem unglaublich gescheiterten Bösewicht ein unglaublich dummer Held gegenübersteht, der auf die albernsten Einflüsterungen hineinfällt. Sollte so etwas auch in der Wirklichkeit vorkommen und zwar regelmäßig, ohne dass der dumme Held endlich aus seiner Beschränktheit aufwacht? Sollte es wirklich nötig sein, dass wenn zwischen mehreren Staaten ein ernsthafter Interessen- oder Machtkonflikt besteht, außer dem Konflikt selbst immer noch ein Dritter der eigentliche Schuldige ist? Voltaire hat einmal gemeint, als man zur Erklärung höchst natürlicher Dinge den Teufel anführte, er sehe nicht ein, warum man dazu den Gottseibeius ausdrücklich bemühe: „*Le diable prenait là une peine fort superflue: il n'avait qu'à laisser faire les garçons et les filles.*“ Man sollte, auch wenn man über englische Politik redet, etwas vom bonsens des Patriarchen von Ferney mitbringen.

ZÜRICH

E. FUETER.

□ □ □

AN DIE FEINDLICHEN DICHTER

„Segnet, die euch fluchen.“

Gewalt'ger Schmerz ist heilig. Darum nahen wir
Nicht so wie Hiobs Freunde, heuchlerisch
Dem Dulder, der da laut in Qualen stöhnt.

Der Dichter *aller* Lande ist jetzt Dulder;
Sein Schmerz, gewaltig wie kein andrer Schmerz,
Macht ihn zum Hiob. Seht, seht, wie er blutet!
Auch wenn nach unsrem Maß ein Leid verdient,
Auch wenn entsetzt und bang zurück wir prallen,
Weil dort ein Hiob schreit, weil er zu Unrecht flucht,
Weil frevelmüt'ger Wahn den Dulder fasst,
Gott selbst hat seinen Kläger einst verteidigt,
Als dessen Freunde riefen: Strafe Gottes!